

Gilda Sahebi

Politikwissenschaftlerin, Ärztin, freie Journalistin,
Projektleiterin bei den Neuen deutschen Medienmacher*innen, Berlin

Gleichberechtigung in der Krise. Frauen, Feminismus und die Lehren der Corona-Pandemie

Frauen reden zu Tisch
11. März 2021 - Online



Ich muss zugeben, dass ich recht spät dazu gekommen bin, mich intensiv mit dem Thema Feminismus auseinanderzusetzen. Klar, davor bezeichnete ich mich auch schon als Feministin – aber richtig beschäftigte ich mich erst dann damit, als ich meine eigene Version von Feminismus in Frage stellen musste.

Deswegen möchte ich meinen Input zur Gleichberechtigung gerne mit einer Sache einleiten, die wahrscheinlich die meisten von uns kennen: Zuschreibungen gegenüber uns als Frauen. Durch ein einziges Wort wird das komplette, vielfältige, vielleicht auch widersprüchliche Leben einer Frau gelabelt: Rabenmutter, Glucke, Zicke, Luder, prüde, trophy wife, Schickse – alles, eben, Zuschreibungen. Von anderen. Die Frage, die sich mir irgendwann stellte, war: Glaube ich diesen Zuschreibungen? Glauben wir das, was andere in uns sehen? Oder glauben wir das, was wir sind?

Ich habe irgendwann entschieden: Ich glaube nicht mehr den Zuschreibungen anderer. Egal, wie mich jemand sieht, meine Handlungen beurteilt oder meint, mich in eine Schublade stecken zu können: Ich glaube es einfach nicht mehr. Seitdem ich entschieden habe, das zumindest so gut wie möglich umzusetzen, hat sich einiges in meinem Leben verändert. Ich verurteile mich weniger für das, was ich bin und was ich tue – oder was ich nicht bin oder was ich nicht tue –, und dadurch verurteile ich auch andere Frauen weniger für das, was sie sind und was sie tun, wie feministisch oder unfeministisch sie sind. Weil ich weiß: Auch ich schreibe dadurch zu. Zum Beispiel jene Frauen, viele von ihnen Freundinnen in meinem Umkreis, in meinem Alter, die sich dafür entschieden haben, ihr – momentanes – Leben nur ihren Kindern und ihrer Familie zu widmen. Die, wie ich, jahrelang studiert haben. Denen, wie mir, von unseren Eltern die Bedeutung unserer Unabhängigkeit immer wieder deutlich klargemacht wurde. Die aber, plötzlich, seit einigen Jahren, mehr mit der Frage beschäftigt sind, was sie zum Abendessen kochen als mit den Nachrichten des Tages. Die sich vielleicht sogar bewusst abschildern von dem Chaos da draußen, dem Ärger, die die eine oder andere politische Frage zumindest für mich immer wieder bringt. Sind diese Frauen jetzt weniger feministisch? Oder waren es vielleicht nur meine Projektionen, die mir sagten: Das kann doch nicht das sein, was sie will. Das muss doch langweilig sein. Das ist doch die komplette Unterforderung. Aber nur, weil ich das für mich glaubte, musste es dann für alle genauso sein? Und da merkte ich: Ah, Feminismus ist komplizierter als das, was ich glaubte zu wissen.

Eine umfassende Befragung der Friedrich-Ebert-Stiftung unter Frauen zwischen 18 und 40 Jahren aus dem Jahr 2016 hat ergeben, dass auch Frauen der sogenannten „bürgerlichen Mitte“ – die sich als „modern“ und emanzipiert“ beschreiben – die Familie als Ort der Regeneration und als Schutzraum vor den „Zumutungen draußen“ empfinden. Als einen Ort, der es wert ist, berufliche Wünsche aufzugeben oder zu verschieben. All das übrigens ganz abgesehen davon, dass Hausfrau und Mutter zu sein, die Arbeit ist, ohne die unsere Gesellschaft ganz schnell in sich zusammenfallen würde. Deutlicher als seit einem Jahr könnte das gar nicht werden.

Ist dieses Lebensmodell denn zu verurteilen? Haben diese Frauen sich aus dem feministischen Projekt verabschiedet? Meine Freundinnen, die sich für dieses Modell entschieden haben, würden das kategorisch verneinen. Sie bezeichnen sich als Feministinnen. Außerdem: Vielleicht ist es ja für mich feministisch, genau das zu machen, was meine Mutter nicht wollte.

Wenn Frauen aber, wie sie es in der Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung angeben, durch den Rückzug in das Private eine Zuflucht vor den „Zumutungen draußen“ suchen, dann hat das in erster Linie mit der Struktur der Berufswelt und der Gesellschaft zu tun. Und diese fehlerhaften Strukturen werden in ihrer Konsequenz in der Krise so deutlich wie selten zuvor. Denn die Berufswelt wird immer komplizierter – bis hin zur völligen Unübersichtlichkeit. Dass es immer weniger Chancen auf unbefristete Arbeitsverhältnisse und damit auf so etwas wie Sicherheit gibt, wissen wahrscheinlich viele von uns. Die klassische „Karriere“ verschwindet – und das gilt für Frauen noch stärker als für Männer. Auch deswegen sind es die Frauen, die seit einem Jahr überwiegend beruflich einstecken. Die Ungleichheit nimmt zu.

Schon vor der Krise war das ein Problem. Denn der Berufsweg der meisten Frauen wird irgendwann durch die Geburt von Kindern zwangsläufig unterbrochen – im Dickicht der befristeten Verträge und unterschiedlichen Arbeitsmöglichkeiten, von selbstständig über fest-frei bis zur Teilselbstständigkeit, ist es schwer, sich nach einer Pause wieder einzufinden oder gar an Vorheriges anzuknüpfen.

Meine Freundinnen, die sich für ein „Hausfrauenleben“ entschieden haben, vielleicht noch mit einer Halbzearbeit, die aber eher nervt als Erfüllung ist, haben das alle freiwillig entschieden. Sie haben sich freiwillig dafür entschieden, den Großteil ihrer Zeit zu Hause mit dem Kind oder den Kindern zu verbringen – während der Mann arbeitet.

Viele Frauen haben diese Wahl gar nicht erst. Es ist nicht selbstbestimmt, wenn man nicht arbeiten geht, obwohl man es will, weil der Mann einen besser bezahlten Job hat und es so finanziell einfach „mehr Sinn macht“. Es ist nicht selbstbestimmt, wenn sich eine Frau nichts sehnlicher wünscht als die ersten Lebensjahre ihres Kindes zu Hause mitzuerleben, aber sie vielleicht alleinerziehend ist und die finanzielle Situation sie dazu zwingt einer Erwerbsarbeit nachzugehen – und sie damit die doppelte Arbeit leisten muss, Erziehungs- und Hausarbeit und Erwerbsarbeit.

Was heißt das nun alles für die Krise? Die Krise verstärkt all diese strukturellen Probleme – sie nimmt das Moment der Selbstbestimmung fast vollständig aus der Gleichung heraus. Wer sich um Kinder, Sicherheit und Gesundheit, Job und vielleicht auch noch zu pflegende Angehörige kümmern muss, ihr bleibt dann nicht mehr viel Zeit sich Gedanken darum zu machen, was sie will. Im Gesundheitssystem arbeiten zu mehr als 70 Prozent Frauen – sie sind es, die den Laden am Laufen halten. Für uns alle. Sie haben keine andere Wahl.

Ich glaube ein Grundstein des Feminismus ist Solidarität. Solidarität für die freiwillige Entscheidung jeder Frau so zu leben wie sie es möchte. Solidarität für die Frauen, die keine Entscheidungsmöglichkeiten, keine Wahlfreiheit haben. Und damit verbunden unsere aller Anstrengungen für eine Gesellschaft zu kämpfen, in der Frauen wählen können, wie sie leben wollen – und nicht aufgrund fehlender staatlicher Unterstützung, ungleicher Bezahlung oder der steuerlichen Bevorzugung des Hausfrauenmodells in eine Rolle gezwungen werden, die sie nicht haben wollen. Wir brauchen vor allem Solidarität in der Krise: Das beginnt bei einer besseren Bezahlung von Care-Arbeit, besserer finanzieller und struktureller Unterstützung von Alleinerziehenden und vielen anderen Maßnahmen. Solidarität im intersektionalen Sinne gehört übrigens auch zum Feminismus, und zwar uneingeschränkt.



Leider fehlt es zu oft an Solidarität, auch weil viele Menschen glauben, sie wüssten was für andere richtig ist. Wenn Sie zehn Menschen dazu befragen, wie sie es finden, dass eine Frau sich für das eine oder das andere Lebensmodell entscheidet, kriegen Sie wahrscheinlich zehn verschiedene Antworten. Ich finde es interessant, dass wir durch die Welt gehen und meistens denken, von 7 Milliarden verschiedenen Perspektiven auf die Welt ist meine die eine richtige. Ich weiß nicht, ob das so gut funktioniert.

Für mich heißt das, besonders als Lehre aus der Krise des vergangenen Jahres: Die Strukturen zu schaffen, in denen Frauen wählen können, wie sie leben wollen – und zwar nicht aus systemischen Zwängen heraus. Auch nicht aus Angst vor Zuschreibungen. Wie wir als Frauen Gleichberechtigung leben wollen, muss uns selbst überlassen sein. Und eins hat die Krise in jedem Fall gezeigt: An diesem Punkt sind wir noch sehr, sehr lange nicht.